

DIE-WOCHE

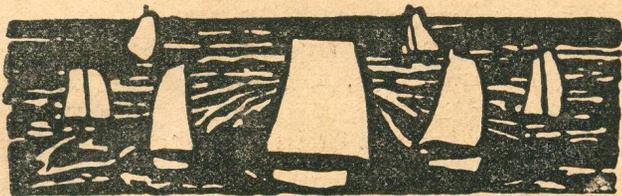
Nummer 10.

Berlin den 10. März 1917.

19. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	317
Der vaterländische Hilfsdienst in Gent. Von Kurt Doerry. (Mit 7 Abbildungen)	317
U-Boot gegen U-Boot	321
Der Weltkrieg. (Mit Abbildungen)	324
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	325
Ritt im Regen. Gedicht von Georg Britting	333
Die freiwillige Kriegshilfe auf dem Lande. Von Hildegard von Denike. (Mit Abbildung)	333
Kriegsbilder. (Abbildungen)	335
Aus dem Theaterleben. (Abbildungen)	338
Die Stollentamps und ihre Frauen. Roman von Rudolf Herzog (1. Fortsetzung)	339
Die österreichisch-ungarischen Luftfahrtruppen. (Mit 6 Abbildungen)	345
Erfüllung. Skizze von Marie Sorge	349



Die sieben Tage der Woche.

27. Februar.

Im Reichstag gibt der Reichskanzler u. a. Erklärungen über unser Verhältnis zu Amerika ab sowie die Versicherung, daß der durch die Erklärung der Seesperre kundgegebene Entschluß unwiderrücklich sei.

An der Front zwischen Opiern und der Somme erfolgten zahlreiche Vorstöße der Engländer.

28. Februar.

Beiderseits der Baleputna-Strasse im Südteil der Waldtarpachen bringt ein gut vorbereiteter, sorgfältig durchgeführter Angriff unsere Truppen in Besitz mehrerer russischer Höhenstellungen. Zwölf Offiziere, über 1300 Mann werden gefangen, elf Maschinengewehre und neun Minenwerfer erbeutet. Die genommenen Linien werden gegen mehrere nächtliche Gegenangriffe gehalten.

1. März.

Auf beiden Ancre-Ufern ist vor einer Reihe von Tagen aus besonderen Gründen ein Teil unserer vorderen Stellungen freiwillig und plangemäß geräumt und die Verteidigung in eine andere vorbereitete Linie gelegt worden. Dem Gegner blieb unsere Bewegung verborgen; umsichtig handelnde Nachhutposten verhindern seine nur zögernd vorführenden Truppen an kampfloser Besetzung des von uns abgegebenen, zerschossenen Geländestreifens. Bei überlegenem Angriff befehlsmäßig ausweichend, fügen diese schwachen Abteilungen dem Feinde erhebliche blutige Verluste zu, nehmen ihm bis jetzt elf Offiziere 174 Mann als Gefangene und vier Maschinengewehre ab und beherrschen noch heute das Vorfeld unserer Stellungen.

Nach starkem Feuer greifen die Engländer bei Le Transloy und Sailly an. Der Angriff scheitert bei Le Transloy vor dem Hindernis, bei Sailly, wo er auch nachts wiederholt wird, im Nahkampf. Ostlich von Souchez scheitert ein starker englischer Angriff.

Im Sperrgebiet des Mittelmeeres werden von unseren Unterseebooten versenkt: Am 17. Februar südlich von Malta ein vollbeladener, ostwärts steuernder, von Begleitfahrzeugen gesicherter Transportdampfer von etwa 9000 Tonnen, am 23. Februar ein vollbesetzter, von Begleitfahrzeugen gesicherter Truppentransportdampfer von etwa 5000 Tonnen, am gleichen Tage ein beladener, ebenfalls begleiteter Transportdampfer von etwa 5000 Tonnen, am 24. Februar der bewaffnete Trup-

pentransportdampfer „Dorothy“ von 4494 Tonnen mit etwa 500 Mann Kolonialtruppen, Artillerie und Pferden an Bord. Ein Teil der Truppen ist ertrunken.

2. März.

In fünfmaligem, sehr verlustreichem Ansturm versuchen die Russen die Höhen nördlich der Baleputna-Strasse wiederzunehmen. Die Angriffe sind sämtlich vor unseren Stellungen zusammengebrochen.

Zwei neuerdings zurückgekehrte U-Boote haben 15 Dampfer und sieben Segler von insgesamt 64500 Br.-Reg.-Lo. versenkt.

Die amerikanische Presse enthält Mitteilungen über Anweisungen des Auswärtigen Amtes an den deutschen Gesandten in Mexiko für den Fall, daß es Deutschland nach der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges nicht gelingen sollte, die Vereinigten Staaten neutral zu erhalten.

3. März.

Neuerdings werden von unseren Unterseebooten einundzwanzig Dampfer, zehn Segler und sechzehn Fischerfahrzeuge mit insgesamt einundneunzigtausend Brutto-Register-Tonnen versenkt.

4. März.

Der Vertreter Wilsons im Senate teilt den Parteiführern mit, daß der Präsident keine Schritte zu einem Kriege mit Deutschland tun wird, bevor er den Kongress zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen habe.

Der vaterländische Hilfsdienst in Gent.

Von Kurt Doerry.

Wenn die Chronisten späterer Tage einmal die Geschichte dieser Kriegsjahre niederschreiben werden, so werden sie zweifellos feststellen müssen, daß — was das deutsche Volk anbetrifft — eine große Zeit ein großes Geschlecht vorgefunden hat. Nicht die Augusttage des Jahres 1914, in denen ganz Deutschland, von edelster Begeisterung entflammt und von heiliger Zuversicht erfüllt, unserem Kaiser und unserem Heer zujubelte, waren das Merkmal dieser Größe, sondern spätere Zeiten, in denen das hohe Ziel dieses Krieges trotz aller schweren Lasten zu weiterem getreulichem Ausharren, zum Ertragen nie gehörter Opfer, zur Aufwendung aller, auch der äußersten Kräfte mahnte.

Wohl keinem war es zuvor bewußt, welche ungeheuren Energien in unserem Volk schlummern, und sie zu wecken hatte es erst der Gegnerschaft fast einer ganzen Welt bedurft. Jetzt, da unsere tapferen Heere, an allen Fronten siegreich, weit im Herzen des Feindeslandes getreue Wacht halten und unsere Gegner zu einem letzten, verzweifelten Sturm anzusetzen drohen, um vielleicht doch noch einen, wenn auch nur kleinen Waffenerfolg zu erreichen — jetzt ist das Anspannen aller Kräfte das erste Gebot der Stunde.

Dieser Überzeugung ist auch das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst entsprungen, und als der Kaiser am 5. Dezember 1916 die Beschlüsse des Bundesrats und des Reichstags zum Gesetz erhob, mag er an die Worte gedacht haben, die er kurz nach Ausbruch des Krieges in



Ankunft des vaterländischen freiwilligen Hilfsdienstes in Gent.



Eine Dame als Hilfsdienstspflichtige bei der Wasserpolizei.

seinem Aufruf „An das deutsche Volk“ sprach: „Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter sich neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.“ Und daß es so ist, davon haben uns die Ereignisse längst überzeugt.

Der dem Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst zugrunde liegende Gedanke: zum Dienst des Vaterlandes auch alle die heranzuziehen, die nicht die Waffen tragen und von der allgemeinen Wehrpflicht aus irgendeinem Grund nicht erfasst werden, ist überall verstanden und als etwas in dieser Zeit des Weltenbrandes Selbstverständliches empfunden worden. Über die Durchführung des Gesetzes in der Praxis herrschen jedoch meistens noch ziemlich unklare Begriffe.

Auf Veranlassung des Kriegspresseamts ist nun vor kurzem einigen Vertretern der Presse, so auch dem

Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit gegeben worden, einen Einblick in die Einrichtungen des vaterländischen Hilfsdienstes zu tun, die zum erstenmal in größerem Maßstab in von uns besetztem Gebiet — und zwar in Gent — geschaffen worden sind.

Die Eindrücke, die man dort gewann, waren überaus erfreulich, allein schon deswegen, weil der starke Strom von Helfern, der in deutschen Gauen zusammengeflutet und nach Gent hinübergeleitet worden war, durchweg aus Freiwilligen bestand. Vom Siebzehnjährigen an, den in seiner jugendlichen Begeisterungsfähigkeit vor allem wohl das Abenteuer in die Welt hinauslockte, und auf dessen frische Kraft der Staat in erster Linie rechnet, bis zu dem bejahrten und gereiften Mann im grauen Haar, der, zum Waffentragen nicht mehr fähig, dem Vaterland wenigstens so gut dienen will, wie er nur kann, war jedes Alter vertreten. Und jeder Stand fast hatte Arbeitsfreudige hergegeben. Das konnte man er-



Hilfsdienstpflichtige als Helfer bei der Post in Gent.



Begrüßung und Ansprache an die neuangekommenen Hilfsdienstpflichtigen durch Rittmeister Schnigler.

kennen, als in der Riesenhalle der früheren Welterausstellung die Heerschau über die Schar der Helfer abgehalten und die Auslese nach den einzelnen Berufen getroffen wurde. Die militärischen Stellen, die hier Helfer anforderten, erhielten fast ausnahmslos die gewünschten Kräfte, ob es sich nun um einen Schreiber mit juristischen Kenntnissen oder einen Bäcker, um einen Schachtmeister, einen Schmied oder einen Magazinverwalter handelte. Es schien fast, als habe man absichtlich Vertreter aller

Berufe gesammelt, um gleich beim ersten Mal eine vorbildliche Organisation zu schaffen.

Es gehört mit zu den Eigenarten eines modernen Heeres, daß es nicht nur sozusagen mit dem Schwert in der Faust gegen den Feind zu Felde zieht. Die ja fast überall ins Gigantische gehenden Verhältnisse unserer Zeit verlangen hinter der kämpfenden eine arbeitende Armee, die über Hunderttausende von Händen verfügt. Die Männer im Schützengraben und ihre Reservisten



Untersuchung eines Fuhrwerks nach Schmuggelgegenständen.

Photographische Aufnahme von Groß.



Hafenpolizei untersucht einen Verdächtigen.

müssen gekleidet, gespeist und mit Munition versorgt werden, der Pflug muß durch die Erde geführt, Bergbau muß betrieben, kurz, ein Riesenmaß von Arbeit muß geleistet werden, das nur der zu beurteilen vermag, der einen tieferen Einblick in den Mechanismus einer mobilen Armee gewonnen hat.

Die felddienstfähigen Soldaten aus diesen Betrieben hinter der Front, aus dem Etappengebiet und so weiter herauszuziehen und zu ersetzen, ist einer der Grundgedanken der Hilfsdienstpflicht, und wo ein Helfer zum Ersatz nicht genügt, da müssen zwei zur Ausfüllung der entstandenen Lücke eintreten.

Die bisher gewonnenen Erfahrungen sind natürlich noch begrenzt, lassen aber jetzt schon erkennen, daß durch die Organisation des Hilfsdienstes im Etappengebiet eine große Zahl von wehrfähigen Männern für den Dienst in der Front frei werden wird. Was aber vor allem neben der wohlbedachten und zwar straffen, aber die besonderen Verhältnisse des Hilfsdienstes berücksichtigenden Organisation wohlthuend berührte, war der Geist, der die stattliche Helferschar erfüllte. Mit frohem Gesang ging es von der Kaserne, in der die Helfer fürs erste untergebracht waren, durch die Straßen des alten Gent mit seinen vielen altertümlichen Bauten, und man sah es einem jeden an, daß er trotz der fast allgemein fehlenden militärischen Schulung sich doch eins fühlt mit denen, die draußen im Schützengraben täglich ihr Leben aufs Spiel setzen.

Zwei Fragen, die den freiwilligen Helfer und alle, die es werden wollen, in erster Linie interessieren wird, sind: Welche Verpflichtungen gehe ich ein, und wie sorgt der Staat bzw. die Armee für mich?

Mit dem Helfer wird von der Armee ein regelrechter Arbeitsvertrag abgeschlossen, der mit zehntägiger Kündigungsfrist zunächst auf sechs Wochen läuft. Nach Möglichkeit wird der Helfer in seinem Berufe beschäftigt, was natürlich nicht überall möglich ist. Im übrigen hat die Praxis gezeigt, daß viele gern die Gelegenheit ergreifen, andere Berufe kennenzulernen oder in einer

ihnen sonst ganz fernliegenden Tätigkeit ihre Fähigkeiten zu erweisen. Daß die sonstigen Arbeitsverhältnisse nicht die gleichen sind wie in den bürgerlichen Berufen, daß auch die Helfer sich einer Disziplin unterwerfen müssen, daß die Arbeitszeit (die im einzelnen festgesetzt wird) sich in erster Linie nach dem Bedarf richtet, sind Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind. Bemerkenswert ist, daß kein Helfer in den Feuerbereich der Landgeschütze kommt. Hierauf wurde bei der Begrüßungsansprache an einen frisch eingetroffenen Helfertrupp, dem die allgemeinen Richtlinien gegeben wurden, ausdrücklich hingewiesen, hatte doch ein im Etappengebiet als Schreiber beschäftigter Helfer, wohl um sich bei den Seinen ein wenig interessant zu machen, nach Hause geschrieben: „Wir arbeiten hier dauernd im schärfsten Trommelfeuer.“

Die Fürsorge des Staates für den Helfer verdient besonders hervorgehoben zu werden, zumal im Hinblick auf die Opfer, die der an der Front kämpfende, weit schlechter als er entlohnte Soldat freudig auf sich nimmt. Bei einem Gang durch die Kaiser-Wilhelm-Kaserne in Gent, wo die Hilfsdienstpflichtigen untergebracht waren, sahen wir schöne, große und lustige Schlafräume. Wasch- und Baderäume stehen hier hinreichend zur Verfügung und bieten alle Voraussetzungen für die notwendige Gesundheitspflege. Die Ernährung ist wesentlich besser, als sie den meisten heute in der Heimat möglich ist. Jeder Helfer erhält unter anderem 500 Gramm Brot und 50 Gramm Butter für den Tag, ferner jeden Tag 300 Gramm Kartoffeln und 1200 Gramm frisches Gemüse, daneben nach Wahl Wurst oder Marmelade. Eine in der Küche vorgenommene Kostprobe lieferte den Beweis, daß nahrhaftes, kräftiges Essen geboten wird, dessen Beschaffung daheim immerhin mit Schwierigkeiten verbunden ist.

Zu alledem ist die materielle Frage auch hinsichtlich der Entlohnung in einer Weise gelöst, die die Erwartungen der meisten weit übertroffen hat. Außer der freien Verpflegung und Wohnung empfängt der Helfer einen Lohn, der je nach der Art seiner Tätigkeit und nach seinen Fähigkeiten zwischen vier und sieben Mark für den Tag schwankt. Familienväter erhalten sogar eine Zulage



Der Schiffseigentümer wird nach Papieren untersucht.

von 25 Pf. für den Tag und Kind. Kurz, dem Soldaten gegenüber befindet sich der Helfer in einer geradezu beneidenswerten Lage. Dazu kommt noch, daß seine wirtschaftliche Situation durch die üblichen Versicherungen, deren Kosten der Staat teils ganz, teils zur Hälfte trägt, wesentlich gestärkt und er in seiner Sorge für die Seinen und für die Zukunft unterstützt wird.

Es liegt auf der Hand, daß bei einer Tätigkeit, der das Einerlei des Alltages meist bald seinen Stempel aufdrückt, der Schwung der Begeisterung und der Idealismus, mit dem sie aufgenommen wurde, hier und da an Frische einbüßen. Gewiß, der Soldat im Graben vorn erlebt Größeres, und sein Heldentum wird durch eindrucksvolle Ereignisse immer wieder gestärkt und erhöht.

Darum eben bedarf der Helfer, ruft ihn des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr erst Tag für Tag zur Erfüllung der gleichen Pflichten, auch einer gefestigten sittlichen Kraft, denn erst das getreue Ausharren auf dem freiwillig übernommenen Posten verleiht seiner Arbeit den eigentlichen Wert. Und dieses Ausharren wird ihm leicht werden in dem Bewußtsein, daß Millionen seiner Brüder, meist unter Einsetzung ihres Lebens, größere und schwerere Aufgaben zu vollbringen haben. Darum möge er in dieser ernsten Zeit, in der ein jeder nach seiner Kraft an dem großen Werk mitarbeiten sollte, an das Wort denken, das Schiller seinem Attinghausen in den Mund legt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“

U-Boot gegen U-Boot. *)

Die feindliche Unterseebootplage im Marmarameer machte sich allmählich immer lästiger fühlbar; besonders die Transporte, die von Konstantinopel nach Gallipoli gingen, wurden gestört. Das eine stand fest, die englischen U-Boote mußten ausgerottet werden, nur das „Wie“ war die Frage. Eine ganze Reihe war schon von den Türken abgeschossen worden, es kamen aber immer wieder andere. Sie legten sich in den Schuß der Inseln, nahmen Fischer- und anderen Segelfahrzeugen Lebensmittel weg und schossen ab, was ihnen nur vor das Rohr kam. Dann verschwanden sie, um anderen Platz zu machen oder, mit neuer Munition versehen, zurückzukehren. Ihre Frechheit ging so weit, daß eins am helllichten Tage bis nach Konstantinopel fuhr und dort einen Torpedo in einen leeren Schlepptahn abfeuerte. Der sackte allerdings weg. Nach dieser Heldentat verschwand das Boot wieder im Marmarameer.

Bisher waren nur Engländer erschienen. Der erste Franzose, der sich die Gegend besehen wollte, war die Turquoise. Sein Schicksal ereilte ihn beim Auslaufen. Durch schlechte Navigation und nicht besonders geistreiche Führung geriet er zuerst unter Wasser auf Grund, dann strandete er über Wasser und saß fest. Ein Treffer aus türkischem Geschütz beschädigte das Boot derart, daß es nicht wieder tauchen konnte. Es fiel den Türken fast unversehrt in die Hände und wurde nach Konstantinopel geschafft. Die ganze Besatzung ergab sich und wurde gefangengenommen. Natürlich wurde das Boot auf das genaueste durchsucht. Unter anderem fand man im Raum des Kommandanten ein Buch, in das er täglich seine Aufzeichnungen eingetragen hatte.

Danach hatte sich die Turquoise zu ganz bestimmten Zeiten im Marmarameer an einem Punkte mit drei anderen Booten getroffen, die sich ebenfalls in den türkischen Gewässern befanden.

Der Admiralstabsoffizier gab mir nun den Befehl, so rasch als möglich auszulaufen und zu versuchen, ob ich an diesem im Notizbuch gang genau angegebenen Punkte eins der feindlichen U-Boote antreffen könnte. Leider befand sich mein Boot gerade in Reparatur. Schnelligst wurde darangegangen, alles mit äußerster Kraft in Ordnung zu bringen; es war zur Reinigung und Überholung vollkommen auseinandergenommen worden. Die Leute arbeiteten die ganze Nacht durch, und in vierundzwanzig Stunden war das Werk getan

und wir klar zum Auslaufen. Nachts um zwölf Uhr fuhren wir von Konstantinopel ab. Morgens, als es dämmerte, ging ich unter Wasser, um von feindlichen Unterseebooten, die ich unbedingt vermeiden wollte, nicht gesehen zu werden. Leider verpaßte ich das „Kendezvous“ für den Vormittag, weil wir nicht zurzeit hinkommen konnten. So fuhr ich also mit halber Kraft unter Wasser weiter, um wenigstens zum Zusammenreffen, das für den Nachmittag angegeben war, zur Stelle zu sein.

Pünktlich um vier Uhr, das war nämlich die Zeit, meldete der Wachtoffizier: „Herr Oberleutnant, ich sehe einen Turm!“ Ich bin mit einem Satz am Sehrohr und untersuche den dunklen Fleck unter Land, den er mir angegeben hat. Es ist nun außerordentlich schwer, ein feindliches U-Boot in größerer Entfernung genau auszumachen, weil der Turm sehr klein ist und sich nur wenig abhebt. Ganz genau konnte ich das Land bei der vollkommen klaren Luft unterscheiden. Weiße Häuser, Schuppen und dunkle Punkte, von denen ein U-Boot auf dem Wasser nur schwer zu unterscheiden war. Ich ließ also das Sehrohr etwas weiter ausfahren, weil man da mehr sieht. Trotzdem schien es mir, als ob der angegebene Gegenstand kein Unterseeboot sei. Gewohnheitsmäßig sah ich ringsum, und da fiel mir an einer anderen Stelle ein Punkt auf, der mir erheblich verdächtiger vorkam. Ein kleines graues Fleckchen, das gerade noch mit der Vergrößerung einigermaßen zu erkennen war. Bald erkannte ich ganz deutlich: Ein U-Boot, das vollständig aufgetaucht war. Zuerst schien mir, als ob es von Steuerbord nach Backbord langsame Fahrt hätte, deshalb hielt ich vor, um es zu bekommen. Es war noch sehr weit ab, und ich konnte nur gerade das Oberdeck mit dem Turm sehen. Die See war spiegelglatt.

Die Hauptsache war nun, daß ich selbst nicht gesehen wurde, also Sehrohr einfahren und zwölf Meter unter Wasser äußerste Kraft voraus. Zehn Minuten . . . zwanzig . . . eine halbe Stunde. Als ich wieder heraus sah, konnte ich feststellen, daß es sich nicht bewegt hatte, sondern noch immer auf der gleichen Stelle lag. Das war mir natürlich für unseren Angriff erheblich bequemer und angenehmer. Ich peilte ihn und nahm Kurs. Beim Ausfahren des Sehrohrs lief ich immer nur halbe Kraft. Die ganze Besatzung machte natürlich „Spannenmann“, alles wartete in vollster Aufregung. Ein Schiff hatten sie ja oft genug schon vor das Rohr bekommen, ein Unterseeboot aber beschießen zu dürfen, das war

*) Wir entnehmen diesen interessanten Beitrag dem soeben erschienenen Werke „U-Boot gegen U-Boot“. Von Heino von Heimburg, Oberleutnant zur See. Preis 1 Mark. Verlag August Eberl & Co. m. b. H., Berlin.